

Und ewig lockt der Ludwig

FREDERIK HANSEN weiß, wen die Philharmoniker am liebsten spielen

In der aktuellen Ausgabe von „128“, dem Magazin der Berliner Philharmoniker, findet sich eine interessante Statistik. Eine Grafik zeigt jene Werke, die das Orchester seit seiner Gründung vor 134 Jahren am häufigsten gespielt hat. Dominiert werden diese Top 20 dabei von zwei Namen: Ludwig van Beethoven und Johannes Brahms.

Mit 373 Aufführungen liegt Beethovensiebte Sinfonie an der Spitze, dicht gefolgt von seiner Fünften, die 366 Mal auf den Pulten der Musiker lag. Dann folgen Brahms' Zweite (364), die Erioca (325), Brahms' Erste (308), die Pastorale (265) sowie Brahms Vierte (259). Erst dahinter kommen Richard Strauss (mit „Till Eulenspiegel“ und „Don Juan“) sowie Franz Schubert mit der „Unvollendeten“.

Der erste nicht deutsche Komponist ist Pjotr Tschaiakowsky auf Position 13. 176 Mal stand seine Pathétique auf dem Programm. Das einzige Werk aus dem 20. Jahrhundert, das es in die Spitzengruppe geschafft hat, stammt von Claude Debussy. Sein Tonpoem „La Mer“ (Platz 18) wurde allerdings auch schon 1905 uraufgeführt. Dvofáks „Aus der neuen Welt“ und die siebte Sinfonie von Bruckner belegen Platz 19 und 20.

Die all time favorites der Berliner Philharmoniker sind also zwei Meister, deren stilistisches Hauptcharakteristikum die sogenannte „motivisch-thematische Arbeit“ ist. Eine typisch deutsche Form des Umgangs mit den Tönen. Beethoven hat die Methode entwickelt, Brahms dann auf die Spitze getrieben. Die Idee dabei ist, große Formen aus kleinsten Sinneinheiten zu entwickeln. Das „ta-ta-ta-ta“ der Schicksalsinfonie ist das prägnanteste Beispiel dafür. Nur vier Noten, die auf scheinbar simpelste Weise zusammengefügt sind, braucht Beethoven in seiner Fünften, um einen Kopsatz von genialer Komplexität zu schaffen. Der dabei auch noch unmittelbar emotional berührt.

Beethoven, Brahms – und auf seine Weise selbstverständlich auch der dritte der großen B, Johann Sebastian Bach – setzen auf solides Handwerk, auf streng strukturierte Geistesarbeit und elaborierte Regelwerke, kurz auf Tugenden, wie sie in Richard Wagners „Meistersingern“ beschworen werden. Wobei auch der Bayreuther Musiktheatertitan wusste: „Der Regel Güte daraus man erwägt, dass sie auch mal 'ne Ausnahm' verträgt.“

In einem Bereich künstlerischer Kreativität, der auf steter Neubefragung eines Kernrepertoires basiert, macht es Orchesterprofil wie auch bei Dirigenten eben besonders viel Spaß, im detailreichen Tonersatz von Beethoven und Brahms nach übersehen oder lange vernachlässigten Aspekten zu forschen. Weil sich tatsächlich immer wieder andere Zugänge zu diesen hochkomplexen Werken entdecken lassen. Denn dass sich Simon Rattles Interpretation der Sinfonien von jener Daniel Barenboims oder Christian Thielemanns unterscheidet, vermag schließlich auch der Laie intuitiv zu erspüren.

Ein Name fehlt übrigens unter den Top 20 der Berliner Philharmoniker: Mozart. Was schlicht daran liegt, dass der so viele großartige Werke geschrieben hat. Bei ihm kann sich die Aufmerksamkeit gar nicht auf eine handvoll Partituren fokussieren. Überblickt man alle bei den Philharmonikern aufgeführten Stücke, belegt das Wolfelr darum Platz zwei, hinter dem auch hier unschlagbaren Ludwig van.

Und eine Zusatzinformation zur Statistik beruhigt: Ganz so verengt, wie es die Hitparade suggeriert, ist der Blick der Berliner Spitzenmusiker auf die Musikgeschichte nicht. Gemessen am Gesamtrepertoire des Orchesters machen die 20 beliebtesten Werke nur ein Achtel aus – die anderen 87,5 Prozent künden vom Spaß an der klingenden Vielfalt.

NACHRICHT

Henriette Gödde und André Baleiro gewinnen Schumann-Wettbewerb

Der 17. Internationale Robert-Schumann-Wettbewerb ist am Sonntag in Zwickau mit Ehrungen für Sänger aus Portugal und Deutschland zu Ende gegangen. Mit Goldmedaillen ausgezeichnet wurden die 30-jährige deutsche Mezzosopranistin Henriette Gödde und der 27-jährige portugiesische Bariton André Baleiro. An dem Wettbewerb hatten 74 Pianisten, 47 Sängerinnen und 42 Sängern aus 30 Ländern teilgenommen. Nach zwei Auswahlrunden hatten sich sechs Pianisten und zwölf Sänger aus 13 Ländern für das Finale qualifiziert.



Fit und motiviert. Die Red Hot Chili Peppers sind Michael Balzary alias Flea, Anthony Kiedis, Josh Klinghoffer und Chad Smith.

Foto: Steve Keros/Warner

California screaming

Funkelnder Funkrock: Die Red Hot Chili Peppers und ihr Album „The Getaway“

VON NADINE LANGE

Anthony Kiedis hat der Pop-Welt kürzlich einen ganz schönen Schreck eingejagt. Mitte Mai hieß es, er sei als Notfall in ein Krankenhaus eingeliefert worden, seine Band musste einen Auftritt absagen. Das ließ sofort an die jüngste Todesserie von Rockstars (Lemmy, Bowie, Prince) denken. Da sollte der Sänger der Red Hot Chili Peppers sich doch hoffentlich nicht einreihen? Bang dachte man an die Drogenvergangenheit des 53-jährigen und schaute im Netz nach Neuigkeiten aus der medizinischen Abteilung. Zum Glück bald Entwarnung: Anthony Kiedis habe eine schwere Magenentzündung überstanden, die Tournee konnte weitergehen.

Umso größer ist nun die Freude, den Sänger zur Veröffentlichung des elften Red-Hot-Chili-Peppers-Albums „The Getaway“ wohl auf zu sehen. Gerade war er mit seinen Bandkollegen in James Cordens „Carpool Karaoke“-Sendung zu Gast und super aufgelegt. Singend saß er auf dem Beifahrersitz, erzählte Schwänke aus seinem Leben und gewann sogar ein kleines Wrestlingmatch gegen den ungefähr doppelt so schweren Gastgeber.

Auch im Video zur ersten Single des Albums „Dark Necessities“ kann man sich von der Fitness des Sängers überzeugen, der genau wie sein alter Kumpel Flea am Bass am liebsten ohne T-Shirt auftritt. Ihre tätowierten Oberkörper sind noch immer beeindruckend drahtig, was es beiden erlaubt, zu der knackigen Funkrock-Nummer angemessen wild durch die Gegend zu springen. Das Lied ist sofort als eines der Red Hot Chili Peppers zu identifizieren, mit einem geslappten Bass, wie ihn wirklich nur Flea spielen

kann, ohne dass es übel altbacken klingt. Ein bisschen Klavier dazu, Anthony Kiedis' Mischung aus seltsamen Sprechgesang und sehnsüchtig-melancholischen Refrainzeilen – funktioniert wieder mal bestens.

„Dark Necessities“ ist das stärkste Stück auf dem neuen Album, das die Band aus Los Angeles fünf Jahre nach „I'm With You“ veröffentlicht. Es ist das zweite Mal, dass Josh Klinghoffer als Gitarrist dabei ist. Er ersetzte den 2008 zum zweiten Mal – und diesmal endgültig – ausgestiegenen John Frusciante. Ein schweres Erbe, hatte der Saitengroßmeister doch bei allen stilprägenden Alben des Quartetts die Finger im Spiel. Dementprechend zurückhaltend ging der 1979 geborene Klinghoffer bei seinem Chili-Peppers-Debut zu Werke. Er überließ meist Flea die Führung, Synthesizer und eine Backgroundsängerin reicherten das Klangbild an.

RADIOTERMIN

Red Hot Chili Peppers *The Getaway* (Warner) am Freitag in der Sendung *Soundcheck auf Radio eins* (21-23 Uhr).

Diesmal traut er sich deutlich mehr zu und macht seine Sache gut. In „Feasting On Flowers“ darf er zu Beginn eine kratzig-steigende Linie vorgeben, der sich ein Synthesizer anschließt, bei der Garagenrocknummer „Ticonderoga“ unterstützt Flea sein verzerrtes Zwei-Akkord-Feuer. Auch den einen oder anderen Frusciante-Gedächtnismoment erlaubt sich der mit seinem Vorgänger befreundete Klinghoffer, etwa im Intro der Ballade „The Longest Wave“, das wie eine kleine Ver-

beugung in Richtung des Hits „Under The Bridge“ wirkt.

Die Chemie stimmt offensichtlich in der Band. Man hört, dass sie voll motiviert zur Sache gegangen ist bei den Aufnahmen der 13 Stücke. Einen besonderen Inspirationschub dürfte dabei der Produzentenwechsel von Rick Rubin zu Brian Burton alias Danger Mouse ausgelöst haben. Erstmals seit „Blood Sugar Sex Magic“, das die Red Hot Chili Peppers 1991 mit dem legendären Rauschbeharträger aufnehmen und damit den Mainstreamdurchbruch schafften, haben sie eine neue Herangehensweise ausprobiert.

Statt mit komplett durchkomponierten, fertig geprobten Songs ins Aufnahmestudio zu gehen, haben die Musiker diesmal erst dort angefangen, kollektiv herumzuprobieren. Nahmen sie früher im Wesentlichen live auf und fügten anschließend einige Overdubs hinzu, war es bei „The Getaway“ eher ein von Burton angeleiteter Schichtentortprozess. Ohne dass am Markenkern der Band gerüttelt würde, schlägt sich das vor allem in Details nieder: Hier mal ein Wobbel-Effekt, dort mal ein Discopop-Intermezzo oder eine Trompetenmelodie. Auch die Keyboards und der weibliche Backgroundgesang vom letzten Album kommen wieder zum Einsatz.

Das ist abwechslungsreich, ohne beliebig zu wirken. Vor allem aber merkt man, dass diese Gruppe, die seit 1983 existiert, über 60 Millionen Platten verkauft und unzählige Krisen überstanden hat, weiterhin neugierig ist und ihre nervöse Getriebtheit in überzeugende Songs umsetzen kann. Wie nebenbei gelingt es ihr auf „The Getaway“, das totgesagte Format der Rockband noch einmal mit Sinn zu erfüllen. Dieses Quartett hat immer

noch etwas zu sagen, wobei Anthony Kiedis die Dringlichkeit seiner Texte diesmal aus einer schweren Trennung bezieht. Düstere Zeilen über Verderben und Verlust durchziehen das Album. Auch seine geliebte Heimat ist darin nie nur der sonnendurchflutete Sehnsuchtsort, sondern von Melancholie erfüllt und von Zerfall bedroht. Am besten bringt dieses California-noir-Gefühl interessanterweise der

ANZEIGE

<p>THE CAST die Operband Oper macht Spaß 30. Juni - 18. Juli Tickets 030 39 06 65 50 www.bar-jeder-vernuemt.de</p>	<p>THE 12 TENORS Greatest Hits Bis 10. 07. Tickets 030 39 06 65 50 www.tipi-am-konzertamt.de</p>	<p>Toni Mahoni & Gäste Mahonis Laden 04. Juli Tickets 030 88 31 5 82 www.bar-jeder-vernuemt.de</p>
---	---	---

Text eines Gastautors zum Ausdruck: „Say goodbye to Oz and everything you own/ California dreaming is a pettibone/ L.A. screaming is my home“, heißt es zur Eröffnung der groovenden Ballade „Sick Love“. Geschrieben hat diese Lyrics Bernie Taupin, der Texter von Elton John, der an dem Song mitgeschrieben hat und auch am Klavier zu hören ist. Das passt alles erstaunlich gut zusammen und bringt die poppige Seite der Red Hot Chili Peppers schön zum Strahlen. Ein bisschen West-Coast-Wärme muss schon sein.

– „The Getaway“ erscheint bei Warner.

Zauberin und Liebende

Musikfestspiele Potsdam: Opernpremiere „Armide“

In fast jeder Generation hat sich ein Komponist des Armide-Stoffes nach Torquato Tasso angenommen. Damit ist die Tragödie um den amourös verzauberten Kreuzritter, den am Ende doch der Ruhm in die Schlacht zieht und die Liebe verschmähen lässt, eines der wenigen Opernsujets, die quer durch die Jahrhunderte Künstler wie Publikum angeregt haben.

Jean-Baptiste Lully, Komponist am Hofe Ludwigs XIV., legte in seinem letzten Werk für den französischen Königshof in verknappter Form und mit ungeahnter Sinnlichkeit sein Vermächtnis für die Nachwelt nieder. Die eigentliche Größe des Stücks besteht darin, die bis dahin eher stilisiert wirkenden Handlungsstränge der Oper zu einem echten Seelendrama der verlassenen Zauberin Armide zu formen – allein durch die Kraft der Musik, beeindruckende dramatische Wendungen und dissonante Affektschilderungen.

Im Mochtgen-Versailles des preußischen Königs hat das Stück in der Orange von Sanssouci bei den Musikfestspielen Premiere – und überzeugt. Stilsicher inszeniert Deda Cristina Colonna, selbst Choreografin, das Stück als Tanzabend: Dämonen, Ritter, Unterwelt – diese ein wenig naïv anmutenden Figuren werden von den Nordic Baroque Dancers zu Allegorien ausformuliert und verleihen der Zauberoper auf diese Weise eine auch dramaturgische Würde.

Bis auf Schaufensterpuppen, die mal Diener in Livree, mal Projektionsfläche für Armidés Leidenschaften sind, bleibt die Bühne leer und wird vor allem von der Opulenz der aus Versailles verschickten Kostüme ausgefüllt. Colonna verzichtete aber nicht darauf, sondern lotet jede Figur mit einer für Barockopern sehr differenzierten Personenregie aus. Patrick Cohe-Akenine als Primarius am Pult macht ihr die Arbeit leicht: Seine „Folies Françoises“ lassen auf Kopien der höfischen Originalinstrumente eine äußerst farbenfrohe

Partitur erstrahlen, die frei von Pathos die Seelenzustände auf der Bühne illustrieren. Insbesondere agogisch ist immer alles in Bewegung, es gibt keine Längen oder eingefahrene Muster, in jedem wohlbedachten Takt gebietet die Aussagekraft über stilistische Moden. Ein großer Gewinn auch für die Solisten, aus denen Emilie Renard in der Titelpartie besonders herausragt: Ihre Armide wird mit jeder Faser von der Zauberin zur Liebenden, von der Statuette der Macht zum Menschen. Großartig.

CHRISTIAN SCHMIDT
– Wieder am 21. und 22. Juni

Zur Not halt mit Visum

Verlieren wir ein Vorbild, wenn Großbritannien aus der EU austreten sollte? Eine Liebeserklärung aus gegebenem Anlass

Auch diese Situation braucht *Comic Relief*, eine Auflösung durch Humor: „Pass auf, dass du dann nicht schon ein Visum beantragen musst“, sagt ein britischer Freund, als ich ihm erzähle, dass ich Ende Juli wieder auf die Insel fahre. Und wirklich „fahre“, mit dem Zug von Berlin nach London. Das hat mit Flugangst weniger zu tun als mit einer Romantik des grenzenlosen, aber geerdeten Reisens, wie sie sich auf Kraftwerks Album „Trans Europa Express“ ausdrückt, im Titelstück, einer europäischen Heimatmelodie, damals bezogen auf Paris, Wien und Düsseldorf.

London und Berlin gehören inzwischen zum transeuropäischen Bahnnetz, durch Tunnelarbeiten und Mauerabriss. Den TEE gibt es nicht mehr, dafür den Eurostar. Ausgedehnt werden soll er bald, von London nach Amsterdam, Köln, Frankfurt... Berlin! Alles schien sich Richtung „Europa Endlos“ zu bewegen, wie ein anderes Stück bei Kraftwerk heißt.

Die Briten mögen Kraftwerk. Aber sie mögen Europa anscheinend nicht mehr. Donnerstag entscheiden sie über ihren Austritt aus der EU, mit guten Chancen für die Brexit-Befürworter. Dadurch, dass es so weit kommen konnte, ist der Kontinent schon jetzt isoliert, zumindest gefühlt. Ich weiß, das ist anmaßend, liebe Briten, my dear friends. Aber ich nehme das persönlich, weil ich glaube, meine Liebe in Meilen bewiesen zu haben, mit Planes, Trains und Automobiles, per Schiff und Hovercraft, von Calais nach Dover, von Hoek van Holland nach Harwich, sogar einmal von Hamburg die Elbe hinunter und über eine stürmische Nordsee.

Meine Begeisterung begann mit Town Twinning als 13-Jähriger, ging über eine Auszeit zwischen Zivildienst und Studium sowie später als Visiting Student weiter und mündete 2008 in zwei Jahren als Tagesspiegel-Korrespondent in London. Doch nicht erst seitdem sind meine

Freunde und Kollegen Briten. Ich fiebere mit den UK-Teams bei Fußballturnieren und bekomme Fernheimweh, wenn ich mehrere Monate nicht da bin. Von der Mutterlandfolklore um Fußball, Humor und Pop will ich nicht wieder anfangen.

Was Briten auszeichnet: Common Sense und Fairness

Common Sense und Fairness, weicheren, Spielraum lassenden Tugenden, mit denen wir nach Konsequenz und Gerechtigkeit strebenden Deutschen leider wenig anfangen können. In Britannien stellen die Schiedsrichter nicht fuchtelnd oder

schnarrend ihre Autorität unter Beweis, sondern reden mit den Fußballern und legen alles darauf an, dass das Spiel weitergeht, das schöne Spiel, das auch für sie mehr ist als seine Regeln und deren Befolgung. Es ist ein Land, in dem sich Politiker im Parlament gegenüber sitzen und sich inhaltlich Spannendes sagen, deutlich, aber fair und mit Witz. Ein Land, in dem die Polizisten nahbar und freundlich sind und in ihrer zivilen Präsenz stärker als Teil der Community wahrgenommen werden als bei uns. Und ein Land, in dem die Digitalisierung stärker als anderswo als Chance auf Austausch und Teilhabe betrachtet wird, selbst bei Behörden.

Verlieren wir dieser Tage ein Vorbild? Reduziert aufs In oder Out scheint sich Großbritannien verhärten und polarisiert zu haben. Jenseits der üblichen, ebenfalls oft spielerischen Übertreibungen wurde es ernst im öffentlichen Diskurs. Ernst bis hin zur tödlichen Gewalt, der die eng-

lische Europäerin Jo Cox zum Opfer fiel. Ein Land mit so einer langen demokratischen Tradition wird weder dadurch noch durch einen Brexit in seiner zivilgesellschaftlichen Verfasstheit gefährdet. Die Bürger des Vereinigten Königreichs, die einst im eigenen Land die Faschisten gar nicht erst hochkommen lassen und die von außen heranrückenden Nazis erfolgreich bekämpften, haben jedes Recht, ihre Zukunft selbstständig zu bestimmen.

Ihre Skepsis gegenüber Europa ist aus dieser Geschichte heraus und auf Basis ihrer über Jahrhunderte gewachsenen Institutionen auch verständlich. Aber bitte, liebe Briten, gefährdet nicht das, was euch so auszeichnet: Common Sense und Fairness, die sich nicht mit Demagogie, Hassdiskursen und Extremismus vertragen, ob in der EU oder draußen.

Ich werde jedenfalls nach Britannien fahren. Zur Not auch mit Visum.

MARKUS HESSELMANN